

**Nr. 121**

**Jürgen Friedrichs  
Rosemarie Nave-Herz**

# **Familiensoziologie**

1999

# Oldenburger Universitätsreden

## Vorträge · Ansprachen · Aufsätze

herausgegeben von  
**Friedrich W. Busch und Hermann Havekost**

In der Reihe *Oldenburger Universitätsreden* werden unveröffentlichte Vorträge und kürzere wissenschaftliche Abhandlungen Oldenburger Wissenschaftler und Gäste der Universität sowie Reden und Ansprachen, die aus aktuellem Anlaß gehalten werden, publiziert.

Die *Oldenburger Universitätsreden* werden seit 1986 herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich W. Busch, Institut für Erziehungswissenschaft 1, und Ltd. Bibliotheksdirektor Hermann Havekost, Bibliotheks- und Informationssystem der Universität.

Die Veröffentlichungen stellen keine Meinungsäußerung der Universität Oldenburg dar. Für die inhaltlichen Aussagen tragen die jeweiligen Autorinnen und Autoren die Verantwortung.

### Anschriften der Herausgeber:

Prof. Dr. Friedrich W. Busch  
Institut  
für Erziehungswissenschaft 1  
Postfach 25 03  
26111 Oldenburg  
Telefon: 0441/798-4909  
Telefax: 0441/798-2325  
e-mail:  
fwbusch@hrz1.uni-oldenburg.de

Ltd. Bibl. Dir. Hermann Havekost  
Bibliotheks- und Informationssystem  
der Universität Oldenburg  
Postfach 25 41  
26015 Oldenburg  
Telefon: 0441/798-4000  
Telefax: 0441/798-4040  
e-mail:  
havekost@bis1.uni-oldenburg.de

### Redaktionsanschrift:

Oldenburger Universitätsreden  
Bibliotheks- und Informationssystem  
der Universität Oldenburg  
z.H. Frau Barbara Šíp  
Postfach 25 41  
26015 Oldenburg  
Telefon: 0441/798-2261  
Telefax: 0441/798-4040  
e-mail: verlag@bis.uni-oldenburg.de

## VORWORT

Mit einer öffentlichen Vortragsveranstaltung feierte die Forschungsgruppe Familiensoziologie - im Rahmen der fünfundzwanzigjährigen Wiederkehr des Gründungstages der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg - ihr 20-jähriges Bestehen. Die beiden Festvorträge, die wir in dieser Ausgabe der Oldenburger Universitätsreden veröffentlichen, wurden gehalten vom Direktor des Forschungsinstituts für Soziologie an der Universität Köln, Professor Dr. Jürgen Friedrichs, und von der Leiterin der Forschungsgruppe Familiensoziologie an der Carl von Ossietzky Universität, Frau Professorin Dr. Dr. h.c. Rosemarie Nave-Herz.

Die Forschungsgruppe Familiensoziologie gehört zum Institut für Soziologie der Universität Oldenburg und wurde im Jahre 1979 im Fachbereich 3 Sozialwissenschaften gegründet. Ihre Leiterin ist seitdem Rosemarie Nave-Herz.

In der Zeit ihres Bestehens wurden durch Mitglieder und MitarbeiterInnen der Forschungsgruppe eine Fülle von Qualifizierungsarbeiten (Diplom, Promotion, Habilitation) abgeschlossen und zahlreiche Projekte durchgeführt, die zum Teil mit erheblichen finanziellen Mitteln von dritter Seite gefördert wurden. Nach dem sog. Aachener Schlüssel zur Gewichtung der Drittmittel zwischen den Wissenschaftssektionen Natur- und Geisteswissenschaften ist der Umfang mit ca. 15 Mio. DM zu veranschlagen.

Die Bedeutung des Forschungsschwerpunktes Familiensoziologie für die Universität Oldenburg und die Rolle der Leiterin der Forschungsgruppe für die Entwicklung der Familienwissenschaft in Deutschland und im internationalen Maßstab stellte Präsident Grubitzsch in seinem Grußwort zu Beginn der Vortragsveranstaltung heraus:

„Sie waren Garantin der Kontinuität und der wissenschaftlichen Anerkennung. Vieles, was heute in der und von der wissenschaftlichen Arbeit gefordert wird - Interdisziplinarität und Praxisnähe -, haben Sie in Ihrer Forschung für selbstverständlich gehalten und praktiziert. Sie haben die gesellschaftlichen Entwicklungen im Bereich der Familie, ... den öffentlichen Bedeutungswandel von Ehe und Familie, stets mit wachsamen Augen verfolgt, haben aktuelle Fragestellungen formuliert und Ihrer empirischen Forschung zugänglich gemacht. Ihre Ergebnisse wurden Voraussetzung für ein dezidiertes öffentliches Verständnis familienbezogener und/oder familienabgewandter gesellschaftlicher Tendenzen und wurden als solche Grundlage und Anhaltspunkt nicht zuletzt für die öffentliche Familienpolitik.“

Für die Carl von Ossietzky Universität Oldenburg ist es bei ihrer Entwicklung und Ausprägung von Forschungsschwerpunkten von hohem Wert, daß Forscherinnen wie Rosemarie Nave-Herz an ihr tätig sind und dies seit vielen Jahren in ungebrochener Kontinuität. Nave-Herz ist trotz verschiedener Rufe an andere Universitäten in Oldenburg geblieben. Sie gehört damit zu denjenigen WissenschaftlerInnen, die dazu beigetragen haben, daß der Name der Carl von Ossietzky Universität überregional bekannt und anerkannt wurde.

Oldenburg, im November 1999 Prof. Dr. Friedrich W. Busch

## SIEGFRIED GRUBITZSCH

### *Geburtstagsgrüße*

Meine sehr verehrten Damen und Herren,  
liebe Frau Professorin Nave-Herz,  
werter Herr Professor Friedrichs, der Sie heute als Festredner  
zugegen sind,  
liebe Kolleginnen und Kollegen.

Geburtstage sind Zeitpunkte des Verweilens und Besinnens.  
Sie geben Gelegenheit und sind Veranlassung zum Nachdenken  
über das Zurückliegende und das, was noch erreicht werden  
soll.

Heute feiern wir gleichsam einen Geburtstag im Geburtstag.  
Die Carl von Ossietzky Universität kann auf 25 Jahre ihres Bestehens  
zurückblicken und zugleich feiert die Forschungsarbeitsgruppe  
Familiensoziologie ihr 20jähriges Bestehen. Dazu gratuliere ich  
im Namen der Universität – ich gratuliere Ihnen und ich gratuliere  
uns in der Universität, diese Forschungsstelle im Hause zu haben  
und sich mit ihr schmücken zu können.

Rang und Bedeutung einer Forschungsarbeitsstelle können  
unter verschiedensten Parametern umschrieben werden: im Focus  
ihrer Forschungsergebnisse, im Licht der Nachwuchsförderung  
oder der internationalen Verflechtungen, unter dem Vorzeichen  
der nationalen Anerkennung in der „scientific community“  
oder den Drittmitteln, die eingeworben wurden.

Nur eine Person möchte ich kurz herausgreifen, nämlich die,  
ohne die alle anderen Bewertungsaspekte nicht erwähnenswert  
wären: Frau Professorin Nave-Herz.

Ich danke Ihnen für die engagierte und kontinuierliche Arbeit in der von Ihnen gegründeten Forschungsarbeitsstelle Familiensoziologie. Sie waren Garantin der Kontinuität und der wissenschaftlichen Anerkennung. Vieles, was heute in der und von der wissenschaftlichen Arbeit gefordert wird – also Interdisziplinarität und Praxisnähe, haben Sie in Ihrer Forschung für selbstverständlich gehalten und praktiziert. Sie haben die gesellschaftlichen Entwicklungen im Bereich der Familie, oder anders gesagt, den öffentlichen Bedeutungswandel von Ehe und Familie stets mit wachsamen Augen verfolgt, haben aktuelle Fragestellungen formuliert und Ihrer empirischen Forschung zugänglich gemacht. Ihre Ergebnisse wurden Voraussetzung für ein dezidiertes öffentliches Verständnis familienbezogener und/oder familienabgewandter gesellschaftlicher Tendenzen und wurden als solche Grundlage und Anhaltspunkt nicht zuletzt für die öffentliche Familienpolitik.

Verständlich, daß ein soziologisch so zentrales Forschungsgebiet gerade auch im internationalen Vergleich jene Würdigung erfährt, die es verdient. Ehe und Familie oder auch andere Formen des Miteinanderlebens in den globalen Diskurs zu nehmen, heißt gegenseitig voneinander zu lernen und daraus nationale gesellschaftspolitische Entscheidungen abzuleiten. Frau Nave-Herz war durch ihre internationalen Mitgliedschaften in wissenschaftlichen Vereinigungen, durch ihre Tätigkeit als Gutachterin auch in ausländischen Forschungsförderungseinrichtungen immer gefragt, denn sie ist wissenschaftlich anerkannt und wird persönlich geschätzt. Mit ihren zahlreichen Buchveröffentlichungen, allen voran das erste deutsche Standardwerk zur Familiensoziologie, mit vielen Diplom-, Promotions- und Habilitationsbetreuungen in ihrem Arbeitsbereich haben Sie, liebe Frau Nave-Herz, schlußendlich eine familiensoziologische Schule gegründet und damit wesentliche Impulse zur Erneuerung der deutschen und internationalen familiensoziologischen Forschung gesetzt. Aber ebenso wichtig scheint mir die Tatsache, daß Sie für die Stu-

dierenden, vor allem für die Studentinnen stets Vorbildfunktion hatten und deutlich werden ließen, daß sich Frauen in der männerdominierten Wissenschaft ihren anerkannten Platz erobern können.

Dafür danken wir Ihnen nicht zuletzt deshalb, weil es den Ruf dieser Universität als Stätte der Forschung und der Persönlichkeitsbildung unterstreichen hilft.

Genug der lobenden Worte – ich wechsele zur generalisierenden hochschulpolitischen Betrachtung, für die mir die Arbeit von Frau Nave-Herz ausreichend Anknüpfungspunkte gibt. Mit ihrer familiensoziologischen Forschung hat Frau Nave-Herz in den zurückliegenden Jahren ca. 3 Mio. DM Forschungsmittel eingeworben. Das sind nach dem Aachener Schlüssel zur Gewichtung der Drittmittel zwischen den großen Wissenschaftssektionen Natur- und Geisteswissenschaften im Verhältnis 1:5 (manche rechnen 1:7) immerhin ca. 15 Mio. DM. Wohlgermerkt im Bereich der Soziologie, die in den letzten Jahren nicht gerade üppig mit Drittmitteln bedacht war. Und Frau Nave-Herz hat es erreicht, ohne das eigentliche Feld der Familiensoziologie substantiell zu verlassen, gleichwohl das Forschungsgebiet rasch zu wechseln, d.h. nicht am angestammten Bereich der Denomination festklammern, sondern neueste Entwicklungen im eigenen Forschungsgebiet sensibel beobachten. Und wo das entsprechende Know-how im eigenen Bereich fehlt, hilft die interdisziplinäre Kooperation weiter, die entsprechenden Drittmittel einzuwerben. Neben der persönlichen Flexibilität gehören dazu auch die institutionellen Rahmenbedingungen. Und da erweist sich empirisch durch schlichtes Auszählen beteiligter Fächer in laufenden Projekten, die Wahrscheinlichkeit interdisziplinärer Forschungszusammenhänge steigt mit größerer interfachlicher Nähe. Inzwischen hat auch die DFG ausdrücklich betont, daß ihr die Interdisziplinarität oberstes Prinzip ist und insoweit Förderbereitschaften entscheidend davon abhängig gemacht werden. Aber das setzt dann auch größere Fachverbände in

Form größerer Fachbereiche voraus. Ich will das Modell Konstanz zur gänzlichen Aufhebung dieser Fachgrenzen nicht als allein für uns erstrebenswertes hochloben; aber die Tatsache, daß unsere Naturwissenschaftler inzwischen zu erkennen geben, die Fachbereiche 7, 8, 9 und das ICBM zusammenlegen zu wollen, macht schon deutlich, daß hier der Gang der Zeit erkannt wird. Wir brauchen keine Jahrhundertlösung, aber flexible Bedingungen für exzellente Wissenschaft und Forschung. Und die eigenen Erfahrungen bei der Forschungsorganisation und deren Absicherung veranlassen diese Kolleginnen und Kollegen offensichtlich immer mehr, diesen Weg gehen zu wollen. Im administrativen Bereich sollten flankierende Maßnahmen die Aktivitäten von Wissenschaft und Forschung erleichtern. Auch angesichts einer Geburtstagsfeier wie heute, sollte diese für die Universität existentiell wichtigen Punkte angesprochen werden, denn wie eingangs gesagt:

Geburtstage sind Zeitpunkte des Verweilens und Besinnens. Sie geben Gelegenheit und sind Veranlassung zum Nachdenken über das Zurückliegende und das, was noch erreicht werden soll.

Der Forschungsarbeitsgruppe und insbesondere Frau Professorin Nave-Herz für die weitere Arbeit alles Gute und viele wissenschaftliche Erfolge. Der Dank der Universität gilt Ihnen.

**JÜRGEN FRIEDRICHS**

*Notwendigkeit und Grenzen  
der empirischen Sozialforschung*

Ich möchte zunächst etwas über Möglichkeiten, dann über Grenzen und schließlich über Notwendigkeiten empirischer Sozialforschung sagen. Eine Wissenschaft muß sowohl theoretisch wie empirisch vorgehen, und das bedeutet, Studien in einer Art und Weise anzulegen, daß die Aussagen oder zumindest Aussagen, die sich aus dem Theoriekern ableiten lassen, empirisch überprüfbar sind und diese Prüfung intersubjektiv ist, womit extreme Positionen, wie sie im Symbolischen Interaktionismus von Wilson eingenommen werden, für mich zu den nicht testbaren gehören.

In meinem Vortrag gehe ich zunächst auf drei Grenzen der empirischen Sozialforschung ein. Es sind Grenzen, die wir heute wahrnehmen, die aber keineswegs zwangsläufig sind: die Datenmängel, die ethischen Grenzen und die inhaltlichen Grenzen. Im zweiten Teil möchte ich auf eine weitere Grenze eingehen, von der ich meine, daß sie eine der größten Herausforderungen des Faches ist, nämlich soziale Prozesse zu untersuchen.

Die Möglichkeiten empirischer Sozialforschung, um das kurz zu erwähnen, sind mit dem Instrumentarium, das sich in den letzten 20 Jahren angesammelt hat, in enormer Weise gewachsen. Dies in doppelter Form: zunächst einmal sind unsere multivariaten analytischen Verfahren erheblich komplexer geworden. Wir verfügen über zahlreiche Verfahren der Auswertung, auch nominal skalierten Daten, – hier hat sich wirklich ein Quantensprung vollzogen. Dazu gehört, daß diese Formen am Computer verfügbar sind, so daß jeder mit

seinem PC Arbeiten leisten kann, die wir vor 35 Jahren noch mit Lochkarten leisten mußten.

## **1 Methodenpluralismus**

Erstaunlich ist aber, und ich komme hier auf eine These zurück, die sich in meinem Methodenbuch aus dem Jahre 1971 (Friedrichs 1971) findet, daß sich an einer Sache nichts geändert hat: der Dominanz des Interviews, sei es face-to-face, sei es schriftlich, sei es telefonisch, wobei die telefonische Form an Bedeutung zugenommen hat. Erstaunlich bleibt, daß trotz der gestiegenen Verfahren der Inhaltsanalyse, bei Auswertungspaketen wie beispielsweise TEXTPACK vom ZUMA, Formen der Inhaltsanalyse, der Beobachtung – sei sie teilnehmend, sei sie nichtteilnehmend – oder des Feldexperimentes (man denke an die genialen Untersuchungen von Milgram) kaum Beachtung finden. Und wenn Sie die letzten Jahrgänge der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie oder der Zeitschrift für Soziologie durchsehen, so fehlen Artikel, in denen diese Methoden angewendet werden, nicht deshalb, weil die Herausgeber sie nicht aufgenommen haben, sondern diese Artikel wurden nicht geschrieben, weil die Forschung mit diesen Verfahren kaum vorgenommen wird.

Ich stelle also fest, daß immer noch eine merkwürdige und meiner Ansicht nach ungerechtfertigte Konzentration auf die Methode des Interviews stattfindet. Und meine Vermutung ist auch die gleiche, die ich damals geäußert habe. Wir billigen der Frage eine höhere Plausibilität zu und damit merkwürdigerweise auch eine höhere Validität, als wenn wir darüber diskutieren, welche Indikatoren man für Konflikt auf dem Kinderspielplatz finden kann. Sehr viel schneller beginnt die Diskussion darüber, ob das Handheben, die Höhe der Stimme oder ähnliches ein Indikator für Konflikt ist oder nicht.

Wir sind, bei aller methodischen Verfeinerung, noch immer dabei, sehr stark bei den Interviews den Fragen eine face vali-

dity zu unterstellen. Ich denke, wir sollten die Möglichkeiten der Sozialforschung in viel stärkerem Maße nutzen; wobei ich hinzufügen muß, daß mit der enormen Zahl der Studien, die im Zentralarchiv für empirische Sozialforschung in Köln verfügbar ist, ein viel höheres Maß an Sekundäranalysen denkbar wäre, als wir es durchführen.

## **2 Grenzen**

### **2.1 Amtliche Statistik**

Es gibt Grenzen, die die Wissenschaft immer weiter voran schiebt und sagt, wir kommen ein Stückchen weiter. Dennoch gibt es drei, die ich erwähnen möchte. Die erste ist sozusagen das Standardärgernis aller Soziologen: die amtliche Statistik. Das beginnt mit dem Ausfall der Volkszählung und endet mit bestimmten Kategorisierungen von Daten. Lassen Sie mich drei Beispiele erwähnen. Aufgrund der fehlenden Volkszählung und der eingeschränkten Daten, die überhaupt nur erhoben worden sind, ist es z.B. den Stadtforschern unmöglich, auch nur annähernd sinnvolle Analysen der Segregation vorzunehmen. Wir wissen sehr wenig über die sozialräumliche Verteilung der Bevölkerung, weil wir keine Daten über die Bildung haben, nach Ortsteilen, weil wir schon gar keine Daten über das Einkommen haben. Wir sind auf die Weise schlicht von einem nordamerikanischen Forschungszweig abgeschnitten. Wir können keine differenzierten Wahlanalysen vornehmen, weil wir die Stimmbezirke vielleicht zu Ortsteilen aggregieren können, aber für diese wiederum nicht die notwendigen Daten haben, um differenzierte Korrelationen oder Regressionen auf die jeweiligen Wahlergebnisse in den Stimmbezirken vorzunehmen. Diese Defizite lassen sich auch leider nicht dadurch beheben, daß wir über das SOEP, das sozioökonomische Panel, verfügen, welches in ungeahnter Weise in immer stärkerem Maße Analysen, die wir sonst mit Volkszählungsdaten gemacht hätten, ersetzt. Jedoch lassen

sich weder die Daten des Panels, noch die des Mikrozensus und schon gar nicht die des Allbus in einer Weise regionalisieren, wie sie für die Absichten der Stadtforschung oder der politischen Soziologie erforderlich wären.

Die amtliche Statistik, mein zweites Beispiel, arbeitet auch nicht mit einheitlichen Kategorisierungen. Wenn Sie die Spezialpublikationen des Statistischen Bundesamtes lesen, dann stellen Sie fest, daß zwischen 1974 und 1993 die Klassifikationen der Religionsgemeinschaften nicht konstant sind, für die großen ja, aber die kleineren nicht. Ein Ärgernis für alle Religionsforscher.

Ein drittes Beispiel: Die Stadt Köln hat in den Jahren 1984, 1989 und 1994 jeweils einen Band mit Daten zur Wahl der Ausländerbeiräte herausgegeben. Eine außerordentlich nützliche Quelle, um Analysen über die Segregation einzelner ethnischer Gruppen zu berechnen. Aber in jedem dieser drei Datenbände war die Zahl der Stimmbezirke unterschiedlich: 41 im Jahre 1984, 64 in 1989 und 123 im Jahre 1994. Es ist fast unmöglich, diese Daten so zurückzurechnen, daß Sie alle auf 123 bekommen, so daß man sie in ihren räumlichen Einheiten nicht perfekt übereinander legen und keine Vergleiche vornehmen kann. Außerdem ist in diesen Publikationen auch die Differenzierung der ethnischen Gruppen unterschiedlich, mal sind die Spanier dabei, mal sind sie unter den „Anderen“.

Dieses sind drei Beispiele für das Problem, mit dem die Forschung noch immer zu kämpfen hat. Und wenn Sie ein viertes wollen, empfehle ich Ihnen, unterschiedliche amtliche Publikationen zu lesen und nur zu prüfen, wie in den Publikationen die Einwohnerzahlen von Städten ausgewiesen werden. Sie können sehr verschiedene Werte für den gleichen Zeitpunkt feststellen. Ich denke, diese Datenmängel werfen die Soziologie in Deutschland um einiges zurück und stellen deshalb in der Tat gegenwärtig eine Grenze dar.

## 2.2 Ethische Grenzen

Mein zweites Beispiel sind ethische Grenzen. Ethische Grenzen sind ein altes Problem jeder Wissenschaft. Wieweit soll der Forscherehrgeiz gehen? Wollen wir alles tun, was wir forschen können oder wollen wir ethische Grenzen setzen? Ich brauche sicherlich nicht auf das Problem der Manipulation von Menschen in der Biologie und deren neuere Richtungen hinzuweisen, wo sich diese ethische Frage ganz besonders stellt. Wir haben aber in der Soziologie seit 1992 in Deutschland auch einen Code of Ethics und dieser Code of Ethics wird begleitet von einer Ethikkommission, auf die ich gleich noch zurückkomme. Wie weit kann ein(e) Forscher(in) gehen? Dafür einige Beispiele.

1. Sie erinnern sich gewiß an die Reportagen von Günter Wallraff, zum Beispiel die Industriereportage aus dem Jahre 1991 oder die Reportage aus dem Jahr 1977, „Der Mann, der bei Bild Heinz Esser war“. Diese Forschungen haben einerseits gezeigt, wie ein Redaktionsalltag aussieht, zum anderen haben sie gezeigt, wie ein türkischer Mitbewohner, Ali, als der er sich ausgegeben hatte, diskriminiert wurde. Eine alltägliche Diskriminierung, die Sie kaum auf andere Weise, gewiß nicht mit Fragebögen, herausfinden würden. Dazu hat es ein Gerichtsverfahren gegeben, mit der Frage, ob dieses Verhalten, ob diese Täuschung, gerechtfertigt war. Das Gericht hat entschieden, die Ergebnisse rechtfertigten die Mittel. Eine problematische Entscheidung vielleicht, weil anhand des Ergebnisses der Forschung und ihrer Bedeutung gesagt wird, es sei gerechtfertigt. Eine Entscheidung, die Sie nur im Einzelfall treffen können.
2. Im Jahre 1970 hat der Amerikaner Laud Humphreys Untersuchungen bei Homosexuellen angestellt. Untersucht hat er deren öffentliche Treffpunkte: „Tea Rooms“, zu deutsch: Klappen. Eine der Untersuchungsrichtungen oder ein

Element in dieser Untersuchung war die Frage, ob Schwule in öffentlichen Toiletten Heteros, wie man das im Jargon sagt, belästigen. Dies ist eine These der Polizei gewesen, die, um das herauszufinden, in einzelnen öffentlichen Toiletten Videokameras installiert hatte. Und wenn Sie glauben, dies geschah nur im pruden Amerika, muß ich Sie enttäuschen, die Hamburger Polizei hat dieses Mittel zeitweise auch auf St. Pauli verwendet. Humphreys kann nun zeigen, – und das ist geradezu ein Musterbeispiel für einige Thesen von Vertretern des Symbolischen Interaktionismus –, daß die Signalsprache der Homosexuellen für einen Hetero nicht verständlich ist, so daß gar keiner belästigt werden konnte, außer denen, die an einem solchen Kontakt interessiert waren. Diese Studie, die mit der teilnehmenden Beobachtung arbeitet, hätte man sicher auch unter bestimmten Gesichtspunkten für ethisch oder weniger ethisch halten können. Es ist eine Studie, die durch ihre Methodologie eine Reihe von Erkenntnissen erbrachte, die wir einerseits sicherlich für wissenschaftlich wichtig, und andererseits auch von praktischer politischer Bedeutung halten.

Anders verhält es sich mit meinem dritten Fall, den Sie vielleicht kennen. Der Pädagoge und Soziologe Heinz Geißlinger hat 1992 seine Dissertation mit dem Titel „Die Imagination der Wirklichkeit“ im Campus Verlag veröffentlicht (vgl. auch: Stenger und Geißlinger 1991). Darin werden Reisen von Jugendliche im Alter von 10-12 Jahren geschildert, die in ein Feriendorf gehen, einen Ort an der tschechischen Grenze, finanziert vom Bezirksamt Berlin-Kreuzberg, organisiert von einer Firma namens Story Deal AG. Sie sollten etwas erleben, und das Erlebnis bestand darin, daß die begleitenden Pädagogen eine Reihe von Fallen aufbauten, z.B. in einer Studie, die Sie in der Kölner Zeitschrift aus dem Jahre 1991 nachlesen können, wird den Jugendlichen vorgegaukelt, sie hätten

Träume, in denen drei Jugendliche instruiert werden, sie hätten von merkwürdigen Lebewesen geträumt. Außerdem sei ein merkwürdiger Geruch zu spüren. Dieser Geruch ist künstlich erzeugt worden, den Jugendlichen wurde jedoch gesagt, er käme von einem bestimmten Stein. Daraufhin haben mehr Jugendliche gesagt, sie träumten davon. Dann hat man einen Wüschelrutengänger geholt, der sagen sollte, hier seien bestimmte Wasserleitungen, schließlich hat man die Jugendlichen, die immer mehr eine Realität konstruierten, in den Wald geführt, hat in einen Baum ein Licht eingebaut, so daß die Jugendlichen den Eindruck hatten, hier gäbe es ein unheimliches Tier. In anderen dieser Reisen hat man den Jugendlichen vorgegaukelt, es gäbe Saurier. Diese Reisen sind dann von der Berliner Presse aufgegriffen und Herr Geißlinger ist dafür kritisiert worden.

Mit diesem Fall hat sich dann die Ethikkommission der Deutschen Gesellschaft für Soziologie unter dem Vorsitz von Stefan Lamnek beschäftigt. Es hat eine unangenehme Kontroverse zwischen dem Autor Geißlinger und der Ethikkommission gegeben, die Sie in der Zeitschrift für Soziologie 2/94 und in der Zeitschrift Sozialwissenschaften und Berufspraxis 4/94 nachlesen können (Geißlinger 1994, Lamnek 1994a, 1994b). Herr Geißlinger hat ausgeführt, er habe hier die Jugendlichen ja nur als Pädagoge getäuscht und es wäre eine Erlebnisreise für sie gewesen, man könne dagegen nichts einwenden. Er hat zweitens argumentiert, und zwar auf der wissenschaftlichen Ebene, hier könne man die These des Konstruktivismus nachvollziehen, die ja besagt, daß Realität von uns konstruiert wird. Man habe die Jugendlichen nur dazu gebracht, eine solche Realität zu konstruieren, zudem habe es doch auch einen hohen Erlebniswert für sie gehabt.

Die Ethikkommission hat drei Einwände gegen diese Studie formuliert. Hieran können Sie, denke ich, sehr gut die Grenzen erkennen, über die wir hier sprechen. Erstens: Weder die Schüler noch die Eltern waren über die Täuschungsmanöver

der Story Deal AG informiert. Es gab nicht das, was man im Code of Ethics als „informed consent“ bezeichnet: die informierte Zustimmung. Zweitens: Weder die Eltern noch die Schüler sind nachträglich darüber informiert worden, daß hier eine Täuschung vorlag. Dies ist bedeutsam, weil einige Schüler immer noch ihren Freunden erzählten, es gäbe Saurier. Drittens: Die Argumentation von Geißlinger, er habe als Pädagoge gehandelt und später als Wissenschaftler seine Dissertation geschrieben, könne man nicht akzeptieren, denn es gäbe eine zeitliche Überlappung. Er könne daher wohl keine Rollentrennung derart vornehmen, daß er zunächst als Pädagoge Experimente durchführt, die sozusagen keinem Code of Ethics unterliegen, um sie dann als Wissenschaftler neutral unter den Rahmen eines konstruktivistischen Ansatzes zu stellen. Hier, so lautet meine Wertung, sind zweifellos ethische Verpflichtungen verletzt worden. Zudem kann man auch fragen, welches der Erkenntnisgewinn dieser Studie ist, denn daß das Thomas-Theorem gilt, wissen wir auch ohne diese Studie.

Sie sehen also, hier bestehen Grenzen. Ein letzter Punkt, eine Nachbemerkung: Weder der Psychologie, noch der Soziologie ist es bis heute gelungen, ein Zeugnisverweigerungsrecht zu erlangen, das, ähnlich dem eines Arztes oder eines Pfarrers, gerade dann wichtig ist, wenn wir es mit Studien zu tun haben, wo wir abweichendes Verhalten teilnehmend beobachten und die Forscherinnen und Forscher vor Gericht zitiert werden können und Zeugnis ablegen müssen für das, was sie beobachtet haben bzw. was ihnen mitgeteilt wurde.

### **2.3 Inhaltliche Grenzen**

Mein dritter und letzter Punkt der Grenzen sind inhaltliche Grenzen. Das Problem lautet hier: Wie kann ein Problem überhaupt angemessen untersucht werden?

Hierfür zwei Beispiele: Das erste ist das leidige Problem der Prognose. Stellen Sie sich vor, viele Jahre zurück, es gäbe kei-

nen elektrischen Rasierapparat. Sie sollen eine Studie entwerfen und durchführen, in der Sie Männern, die sich naß rasieren, vorstellen, es würde irgendwann so ein kleines Kästchen geben, elektrisch betrieben, das würde die Barthaare wegnehmen, und ob sie – und unter welchen Bedingungen – bereit wären, dieses Kästchen zu benutzen. Ich glaube nicht, daß Ihre Studie sehr erfolgreich wäre in der Abschätzung dessen, ob ein solcher Apparat eingeführt werden sollte.

Ein ähnliches Problem hatte vor ungefähr 25 Jahren das Batelle-Institut in Frankfurt, als in den Köpfen der Verkehrsplaner und des Verkehrsministers ein Kabinentaxi herumfuhr. Es war die Frage, ob man ein Kabinentaxi in der Stadt einrichten sollte und ob diese Kabinentaxen andere öffentliche Verkehrsmittel wie Busse oder Straßenbahnen ersetzen können. Das Batelle-Institut stand vor der fast unlösbaren Aufgabe, das ist in der Methodensektion von dem Kollegen referiert worden, herauszufinden, nicht die Kosten des Ganzen, die konnte man nachher relativ gut errechnen, sondern herauszufinden, wie groß die Akzeptanz eines solchen Verkehrsmittels wäre. Das erschütternde Ergebnis dieser Studie war, daß wenn die Personen es benutzen wollten, und das ist ja nur eine Absichtserklärung, man ungefähr alle 150 m eine Haltestelle hätte haben müssen; diese wäre aufgestellt gewesen, oben wäre das Kabinentaxi gefahren. Außerdem stellte sich heraus, daß auf eine Zeit von 30 Jahren berechnet, die Kosten für das Kabinentaxi wesentlich höher waren als die Kosten für einen Bus oder eine Straßenbahn. So haben wir das zum Glück überstanden.

Aber ein sehr viel diskutiertes und schlechthin nicht gelöstes Problem ist die Frage, inwieweit Personen und unter welchen Umständen bereit sind, ihr Auto stehen zu lassen und ein öffentliches Verkehrsmittel zu benutzen. Was muß geschehen, damit Personen dieses tun? Wer ist es? Und diese Forschungen, die gegenwärtig in relativ breitem Umfang laufen, sind zu keinen schlüssigen Ergebnissen gelangt, weil es so schwierig

ist, herauszufinden, unter welchen Bedingungen Personen so handeln werden. Wir müssen hier im wesentlichen mit hypothetischen Situationen arbeiten, obgleich wir eigentlich nur experimentell vorgehen sollten.

Ein weiteres Beispiel: Die gegenwärtige Diskussion über den Transrapid zwischen Berlin und Hamburg. Wie Sie vor wenigen Tagen hören oder lesen konnten, wird er von der Betreibergesellschaft „Transrapid International“ weiterhin befürwortet. Die Regierung ist sich dessen nicht mehr ganz so sicher. Dabei spielt die Schätzung eine Rolle, wie viele Personen, die jetzt mit dem PKW zwischen Hamburg und Berlin bzw. Berlin und Hamburg fahren, den PKW verlassen und in den Transrapid einsteigen werden. Die Schätzung der Betreibergesellschaft lautet: 30 %. Meine Frage: Wie findet man das überhaupt heraus? Wie muß ich vorgehen, um Personen in einem Fragebogen eine Situation vorzugeben und zu fragen „Würden Sie unter den und den Bedingungen so handeln?“

Wir kommen auf ein außerordentlich schwieriges Feld der Prognose und ich denke, daß die Soziologie bis heute das große Problem hat, solche Prognosen fundiert zu erstellen. Es gibt auch das methodische Problem, wie wir das in einem Befragungsinstrument, falls die Befragung überhaupt die Methode der Wahl ist, unterbringen können. Erhalten wir einigermaßen reliable und damit möglichst auch valide Aussagen? Das Problem ist dabei auch, daß wir nicht immer über hinreichende Theorien verfügen, mit denen wir eine solche Untersuchung vornehmen könnten, wobei sich bei dem Verkehrsproblem sicherlich anböte, mit dem Rational Choice-Ansatz vorzugehen.

Mein zweites Beispiel ist eine Studie, die ich gegenwärtig durchführe. Im Rahmen eines Sonderforschungsbereichs der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der in der Universität zu Köln eingerichtet worden ist, untersuchen wir zusammen mit Botanikern, Geologen und Biologen die Frage, wie man den

Fühlinger See, einen Freizeitsee, davor bewahren kann, umzukippen ([www.uni-koeln.de/sfb419](http://www.uni-koeln.de/sfb419)). Dieser See ist ca. 2,5 km lang und umfaßt sechs Teilseen: Es gibt u.a. eine Ruderregattastrecke. Das Problem dieses Sees ist nicht nur, daß Leute Enten füttern, was schon schlimm genug ist, sondern daß ein großer Teil der Leute in den See uriniert. Deshalb ist die Phosphatbelastung von 16-223 kg im Jahr relativ hoch, und der See ist an der Grenze. Und was wir hier untersuchen, ist ein Problem, das für viele Freizeitseen gilt. Diese Akzeptanzstudie sollte eine weiterreichende Bedeutung für andere Seen in der Republik haben.

Um den See vor dem Umkippen zu bewahren, werden die Biologen versuchen, verschiedene Maßnahmen zu ergreifen. Das Ganze hilft aber wenig, wenn – und das ist der soziologische Part hier – die Bevölkerung, die Benutzer, die Sportler, seien es die Ruderer, Surfer, Segler und vor allem die Badegäste, wenn diese nicht bereit sind, ein bestimmtes Verhalten zu unterlassen.

Die Theorie, die dieser Studie zugrunde liegt, ist die Theorie der Kollektivgüter von Olson (1992). Personen sollen dazu gebracht werden, ein Kollektivgut zu erhalten. Das ist nach Olson im Allgemeinen nur dann relativ leicht möglich, wenn es sich um kleine Gruppen handelt, die über eine informelle soziale Kontrolle verfügen. In großen Gruppen werden Kollektivgüter gemeinhin nicht erstellt, weil das Problem der Trittbrettfahrer nicht lösbar ist. Das Problem, das wir haben, kann man demnach theoretisch sehr gut formulieren, es ist aber empirisch sehr schwer zu untersuchen, weil hier der für mich als Sozialforscher merkwürdige und vielleicht komische Fall einer „unsichtbaren abhängigen Variablen“ vorliegt.

Unser Problem ist also: Wie bringen wir die Benutzer dazu, dieses Verhalten einzustellen, wenn es doch keiner kontrollieren kann. Rundum sind eine Reihe von Toiletten aufgestellt, die aber in bedauerlichem Zustand sind, weshalb viele sie

nicht benutzen. Wir wollen dieses Problem zunächst einmal lösen, indem wir die Besucher befragen und zweitens das Verhalten der Besucher auf der Wiese, nämlich die Benutzung der Toiletten, beobachten. Wir wollen zunächst einmal wissen, was passiert: Wer nutzt welche Teile des Sees für welche Aktivitäten?

In der zweiten Stufe wollen wir mit Maßnahmen arbeiten, die u.a. die Verbesserung der Toiletten betreffen. Vor allem überlegen wir, ob wir den Besuchern, was wir messen können, den täglichen Grad der Belastung des Sees mitteilen, ähnlich den Zugverspätungen: 64 % Pünktlichkeit bei Fernzügen. Wir könnten also versuchen, an die Besucher zu appellieren, obwohl nach Hardin Appelle nicht besonders erfolgreich sind. Wir müssen aber über Maßnahmen nachdenken, die dann bei einer zweiten Messung im nächsten oder übernächsten Jahr dazu führen sollen, herauszufinden, ob wir mit irgendwelchen Maßnahmen erfolgreich sind, um diese unsichtbare abhängige Variable zu manipulieren. Das – denke ich – ist auch eine inhaltliche Grenze.

### **3 Notwendigkeiten: Die Erforschung von Prozessen**

Ich möchte nun in meinem zweiten Teil zu dem kommen, was Frau Nave-Herz als „Notwendigkeit“ bezeichnet. Es läßt sich eine Fülle von Notwendigkeiten in der Sozialforschung aufzählen, von denen ich eine herausgreifen möchte, weil sie mich in letzter Zeit sehr beschäftigt hat. Zudem hoffe ich, es ergeht Ihnen ebenso.

Die Soziologie hat eine Notwendigkeit – und zugleich eine Grenze – in der Analyse sozialer Prozesse. Prozesse wie Globalisierung, Individualisierung, der Wandel von städtischen Wohngebieten, Modernisierung, Säkularisierung, Sozialisation (wobei der letzte der schwierigste ist). Kennzeichen dieser Prozesse ist, daß sie

- komplex sind, d.h. Veränderungen zahlreicher Variablen im Zeitverlauf enthalten,
- interdependent sind, d.h. kausale Effekte zwischen den Variablen bestehen,
- die abhängige Variable (oder Variablen) schwierig zu bestimmen sind, weil eine Variable zum Zeitpunkt t1 unabhängig, zu t2 jedoch abhängig sein kann.

Weil unsere Kenntnisse solcher Prozesse immer noch zu gering sind, ist es auch für die Soziologie so schwierig, Prognosen oder zumindest Vorhersagen zu formulieren, wie die Beiträge in Friedrichs, Lepsius und Mayer (1998) eindrücklich belegen. Deshalb ist die Analyse von Prozessen eine zentrale Aufgabe der Soziologie, der sie sich in noch stärkerem Maße stellen sollte. Ich will das an einigen Beispielen belegen.

Mein Einstiegsbeispiel ist ein Seminar, das ich im Sommersemester 1999 mit dem Kollegen Wolfgang Streeck vom Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung, Köln, zum Thema „Globalisierung“ durchgeführt habe. Die Literatur zu diesem Thema nimmt zu, ohne daß die Rückschlüsse klarer würden. Was Sie feststellen können, ist, daß auf der einen Seite behauptet wird, es gebe ökonomische Vernetzungen in einem nie gekannten Maße. Zweitens wird behauptet, die technischen Bedingungen hätten sich auf eine Weise gesteigert, die es gestattet, daß Sie von Ihrem Computer aus an der Börse weltweit spekulieren können. Drittens wird behauptet, es gebe nicht nur eine ökonomische Verflechtung, sondern es gebe auch eine zunehmende kulturelle Verflechtung – mit der These, es könne eine Weltkultur entstehen, ohne daß diese zwangsläufig McDonald's heißen müsse. Die nächste Überlegung ist, es könne zu einer Denationalisierung kommen; dies von zwei Ebenen her: Zunächst einmal, weil sich übernationale Organisationen, z.B. die EU, bilden, die einen Einfluß auf die jeweilige nationale Regierung haben. Auf der anderen Seite – sozusagen von unten – weil Regionen oder

einzelne Bundesländer durch ihre Vertretung bei der EU nationale Politik unterlaufen.

Ich könnte noch weitere solcher Probleme aufzählen. Was Sie hier erkennen, ist eine Fülle von unterschiedlichen Dimensionen, von unterschiedlichen Überlegungen ohne kausale Anordnung, nur mit dem Gedanken, alles dieses sei in den als „Globalisierung“ bezeichneten Prozeß verwickelt. Das trägt hingegen weder zur Klarheit des Konzeptes noch des Prozesses bei.

Ein zweites Beispiel ist das Problem der Sozialisationstheorien. Ich habe auf diesem Gebiet nie geforscht und werde es auch nicht tun. Es fasziniert mich aber, weil es ein Gebiet ist, das offenbar vielleicht die größten Schwierigkeiten in der Soziologie stellt. (Es gibt noch ein anderes, das ist die Frage, welche Effekte Massenmedien haben.) Wer nur die Beiträge im „Neuen Handbuch der Sozialisationsforschung“, herausgegeben von Hurrelmann und Ulich aus dem Jahre 1991 liest, wird den Eindruck gewinnen, eine empirisch bewährte Theorie der Sozialisation läge nicht vor. Vielmehr wird eine Vielzahl von theoretischen Ansätzen und Forschungsergebnissen referiert, ohne daß die Leser/innen eine einigermaßen präzise Information darüber erhalten, wie ein Sozialisationsprozeß abläuft. Die Herausgeber selbst schreiben:

„Die Kluft jedenfalls zwischen theoretischen Modellentwicklungen und methodischen Konzeptionierungen des Forschungsprozesses auf der einen Seite und den erfahrungswissenschaftlichen Absicherungen und Überprüfungen dieser Modelle und Konzeptionen ist weiterhin groß“ (Hurrelmann und Ulich 1991: 5).

Es werden zahlreiche einzelne Ansätze referiert, darunter Parsons mit seiner empirisch nicht testbaren Klassifikation, ferner psychoanalytische Ansätze, lerntheoretische Ansätze usw. Sie finden ein Fülle von einzelnen Befunden und theoretischen Einsichten, ohne daß Sie eine Vorstellung davon gewinnen,

wie dieser Prozeß als Prozeß denn vor sich geht, außer in einzelnen Teilausschnitten, z.B. der Theorie der Mutter-Kind-Bindung von Bowlby. Auch die Definition von Sozialisation als „Prozeß der aktiven Auseinandersetzung mit der sozialen und dinglichen Umwelt“, den Hurrelmann einführt (Hurrelmann und Ulich 1991: 4), ist vermutlich wenig fruchtbar.

Das Problem der Sozialisation, auf das ich hier nur sehr knapp eingehen konnte, ist gewiß komplizierter als Globalisierung oder Säkularisierung. Es ist daher ein Paradebeispiel für die Probleme, die die Soziologie damit hat, derartige komplexe Sachverhalte darzustellen und zu modellieren.

Meine These ist nun, die Modellierung werde solange nicht gelingen, solange wir nicht quer zu den Disziplinen fragen, was verbindet denn eine Prozeßanalyse von der Globalisierung oder Individualisierung oder Säkularisierung mit der der Sozialisation? Wir sollten aufhören, in engen Teildisziplinen zu arbeiten – die einen sind bei der Stadtsoziologie, die anderen bei der Religionssoziologie, die dritten sind bei der Sozialisationsforschung – und statt dessen interdisziplinär im eigenen Fach fragen: Was haben die Prozesse denn gemeinsam und welches sind die methodologischen Probleme, die sich hier stellen? Und ich möchte nur als Ansatz einen Vorschlag machen, wie man das angehen könnte: Ich denke, es gibt vier Möglichkeiten, solche Prozesse zu untersuchen, und diese vier Möglichkeiten schließen sich nicht aus.

1. *Teilprozesse*. Wir können Teilprozesse und Teildimensionen definieren, so wie das bei Globalisierung die ökonomische, politische und kulturelle Entwicklung sind. In der Sozialisationsforschung ist dieses z.B. die kognitive Entwicklung, die motorische Entwicklung, der Erwerb sprachlicher Kompetenz (vgl. Ulich 1991: 61). Dabei ist sofort erkennbar, daß diese Dimensionen unter Umständen in irgendeiner Reihenfolge stehen, weil sie kausale Effekte aufeinander haben, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten

aufzutreten können. Die erste Frage lautet also: Welche Teilprozesse gibt es?

2. *Phasen*. Die zweite Frage lautet: Können wir die Prozesse nach Phasen einteilen? Einer der ersten Zugriffe von Soziologen, und vermutlich nicht der schlechteste, ist die Überlegung, Prozesse in einzelne Phasen zu zerlegen. Dieses ist im Fall der Sozialisationsforschung eindrucksvoll geschehen durch die Modelle von Erikson, Piaget oder Kohlberg, aber nicht für einen gesamten Sozialisationsprozeß, wenn wir davon ausgehen, daß dieser ein nicht endender Sachverhalt ist oder, wie Woll-Schumacher (1980) sagt, Sozialisationsprozesse (und Desozialisationsprozesse) auch bis in das hohe Alter hinein auftreten.
3. *Akteure*. Der dritte Zugang läßt sich in der Frage formulieren: Welches sind die relevanten Akteure, die einzelne Teilprozesse beeinflussen? Es sind korporative, aber auch individuelle Akteure. Im Falle der Sozialisationsforschung lautet die Frage: Wer sozialisiert wen? In der Literatur werden sie als „Sozialisationsagenten“ bezeichnet, hierzu zählen die peer group, die Schule, die Familie, die Massenmedien, die Kirche, das Militär, der Beruf, um einige anzuführen.
4. *Ereignisse*. Der vierte Zugang ist, nach Ereignissen zu fragen. Welche Ereignisse oder welche Entscheidungen sind es, die Personen prägen? Auch hier finden Sie in der Sozialisationsforschung Hinweise, z.B. die Untersuchungen, die sich auf das Verhalten von Müttern und Vätern beziehen vor und nach der Geburt eines Kindes. Oder nehmen Sie die Studien zu den unterschiedlichen Verhaltensmustern von Müttern zu ihrem Kind in der Kindheit und in der Adoleszenz. (Vgl. hierzu Kreppner 1991: 326ff.)

Wir haben also vier Möglichkeiten und die Frage ist: Was haben sie miteinander zu tun? Mein Vorschlag, und damit will ich schließen, ist der, daß wir stets damit beginnen müssen, Teilprozesse zu definieren und dann zu fragen, ob die Merkmalskombinationen, die sich ja in der Zeit ändern, ein spezifisches Muster aufweisen über eine längere Zeit, so daß wir von einer „Phase“ sprechen können, weil sich in signifikanter Weise die Merkmalsausprägungen ändern. Dann erst ist zu fragen: Welches sind denn Akteure, die von Bedeutung für das Handeln sind? Beispielsweise Akteure bei der Globalisierung: transnationale Unternehmen oder die Bundesbank oder die Europäische Zentralbank. Die Frage nach Ereignissen, so schön es wäre, das in die Lebensverlaufsanalyse einzubauen, scheint mir demgegenüber schwieriger zu sein, weil wir nicht immer davon ausgehen können, daß es entscheidende Ereignisse sind, die das Verhalten von Menschen prägen. Und diese Ereignisse sind spezifische Wendemarken, Tod der Mutter beispielsweise, oder ein schwerer Unfall, oder der Eintritt in den Kindergarten. Deshalb würde ich die Ereignisse zunächst einmal dem unterordnen, und vorschlagen, daß wir versuchen, mit solchen generellen Überlegungen Prozesse zunächst nicht im Kleinen zu analysieren, sondern in groben methodologischen Dimensionen, um zu besseren Modellen von Prozessen zu kommen.

Ich breche hier ab, zum einen, weil meine Vortragszeit abgelaufen ist, zum anderen, weil meine Überlegungen noch nicht weiter gediehen sind.

### **Literatur**

Friedrichs, Jürgen, 1971: Methoden der empirischen Sozialforschung. Reinbek: Rowohlt. 10. Aufl. Opladen: Westdeutscher Verlag 1994.

Friedrichs, Jürgen, M. Rainer Lepsius und Karl Ulrich Mayer (Hg.), 1998: Die Diagnosefähigkeit der Soziologie.

- Opladen: Westdeutscher Verlag (Sonderheft 38 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie).
- Geißlinger, Hans, 1992: Die Imagination der Wirklichkeit. Frankfurt/M.-New York: Campus.
- Geißlinger, Hans, 1994: Zum Einzug der „Political Correctness“ durch die Hintertür des Ethik-Kodex: Richtigstellung einiger falscher Behauptungen der Ethik-Kommission im Bericht „Konfliktregelung im außerrechtlichen Raum“ in Heft 2/94, S.29, 30. *Soziologie* 4/1994: 72-75.
- Humphreys, Laud, 1970: *Tea Room Trade*. London. Dt.: Klappen-Sexualität. Stuttgart: Enke 1974.
- Hurrelmann, Klaus, und Dieter Ulich, Hg., 1991: *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung*. 4. neubearb. A. Weinheim-Basel: Beltz.
- Hurrelmann, Klaus, und Dieter Ulich, 1991: Gegenstands- und Methodenfragen der Sozialisationsforschung. S. 3-20 in: Dies. (Hg.): *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung*. 4. neubearb. A. Weinheim-Basel: Beltz.
- Kreppner, Kurt 1991: Sozialisation in der Familie. S. 321-334 in: Klaus Hurrelmann und Dieter Ulich, Hg., 1991: *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung*. 4. neubearb. A. Weinheim-Basel: Beltz.
- Lamnek, Siegfried, 1994a: Bericht der Ethik-Kommission für das Jahr 1994. *Sozialwissenschaften und Berufspraxis* 17: 341-352.
- Lamnek, Siegfried, 1994b: Konfliktregelung im außerrechtlichen Raum. Ein Jahr Arbeit der Ethik-Kommission. Bericht der Ethik-Kommission für das Jahr 1994. *Soziologie* 2/1994: 22-42.
- Olson, Mancur, 1992: *Die Logik kollektiven Handelns*. 3. durchges. A. Tübingen: Mohr.

- Stenger, Horst, und Hans Geißlinger, 1991: Die Transformation sozialer Realität. Ein Beitrag zur empirischen Wissenssoziologie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 43: 247-234.
- Ulich, Dieter, 1991: Zur Relevanz verhaltenstheoretischer Lern-Konzepte für die Sozialisationsforschung. S. 57-75 in: Klaus Hurrelmann und Dieter Ulich, Hg., 1991: Neues Handbuch der Sozialisationsforschung. 4. Neubearb. A. Weinheim-Basel: Beltz.
- Wallraff, Günter, 1977: Der Mann, der bei Bild Hans Esser war. Köln: Kiepenheuer und Witsch.
- Wallraff, Günter, 1991: Industriereportagen. Köln: Kiepenheuer und Witsch.
- Woll-Schumacher, Irene, 1980: Desozialisation im Alter. Stuttgart: Enke.

**ROSEMARIE NAVE-HERZ**

*Diskontinuitäten  
zwischen Familie und Moderne*

Die folgenden Ausführungen beruhen einerseits auf Ergebnissen unserer eigenen Forschungsprojekte, zum anderen auf der Auseinandersetzung mit theoretischen Ansätzen über den abgelaufenen sozialen Wandel, von dem viele unserer empirischen Untersuchungen ausgegangen sind bzw. z.T. zur Zeit weiterhin ausgehen: Es ist das theoretische Konzept der Modernisierung und die Systemtheorie bzw. Differenzierungstheorie. Im Mittelpunkt meiner Ausführungen steht – wie mit dem Titel angekündigt – die Darlegung allein jener familialen Entwicklungstrends, die in Diskontinuitäten zum allgemeinen Modernisierungsprozeß verlaufen zu sein scheinen. In einem kurzen abschließenden Teil möchte ich dann mit Hilfe des differenzierungstheoretischen Ansatzes diese Ergebnisse einer erneuten zusammenfassenden Deutung unterziehen, die diese Diskontinuitäten aufzuheben scheint. Gleichzeitig wird aber die Begrenzung der beiden genannten Makrotheorien deutlich, weil sie nicht die Individualebene thematisieren und damit zu falschen Rückschlüssen im Hinblick auf individuelles Handeln verleiten können. Denn die verursachenden strukturellen Zwänge und Divergenzen auf der Mikroebene – im Hinblick also auf das Individuum – bleiben bei ihnen ausgeblendet, wie ich zu zeigen versuchen werde.

**I.**

Leider gibt es bisher keine allgemein anerkannte umfassende Theorie der Modernität, auf die ich mich beziehen könnte, sondern nur verbundene Theoriestücke. Schon der Begriff „Modernität“ wird von den einzelnen Autoren unterschiedlich gefaßt, und damit stimmen die Kategorien, die zur Beschreibung von Modernisierungsprozessen gewählt werden, häufig nicht überein. Weiterhin werden unterschiedliche Zeiträume mit dem Etikett „modern“ versehen.

Trotz aller theoretischen Differenzen werden in der Literatur aber übereinstimmend als Charakteristikum des Modernisierungsprozesses vor allem die zunehmende Funktions-Spezialisierung, Rollendifferenzierung und ein allgemeiner Wertwandelprozeß genannt. Neben diesen Begrifflichkeiten, die die Makroebene betreffen, werden – mikroperspektivisch gesehen – vor allem auch die heute umfassende Revisionsmöglichkeit von Entscheidungen, die größere Zahl von Optionen für den Einzelnen, die höhere Mobilität und insbesondere die zugenommene „Individualisierung“, z.B. durch Abnahme traditioneller Vorgaben, herausgestellt. Selbstverständlich sind diese einzelnen genannten begrifflichen Konstrukte miteinander verwoben, also inhaltlich nicht immer trennscharf voneinander zu unterscheiden; z.T. überlappen oder verstärken sie sich und z.T. bedingen sie sich sogar gegenseitig. Sie setzen aber jeweils unterschiedliche Aspekte. Auf diese theoretischen Konstrukte gehe ich im folgenden ein. Ich beginne mit der Makroebene.

Lange Zeit wurde in der Familiensoziologie diskutiert, ob in bezug auf die Familie im Zuge des Industrialisierungsprozesses und der Ausdifferenzierung von gesellschaftlichen Teilbereichen ein Funktionsverlust oder eine Funktionsreduzierung bzw. ein Funktionswandel zu konstatieren wäre. Allgemein bekannt ist, daß in der Tat mit der allgemeinen gesellschaftlichen Differenzierung eine familiale Funktionsverlagerung

stattgefunden hat, z.B. durch die Einrichtung von Krankenhäusern, Schulen, der Polizei u.a.m. Dennoch kann von einem Funktionsverlust insofern nicht gesprochen werden, weil einerseits die ausgelagerten Funktionen im Falle des Ausfalls des sekundären Systems, z.B. in Not- und Krisenzeiten, diese von der Familie wieder restabliert werden, zum anderen weil neue Funktionen der Familie zugewachsen sind.

So bekam im Zuge der Trennung von Arbeitswelt und Familie das Ehe- und Familiensystem das Monopol zugewiesen, das einzige System mit Spezialisierung auf „emotionale Bedürfnislagen“ – wie es Luhmann (1982) nannte – zu sein. Durch diesen Prozeß wurden gleichzeitig neue Erwartungen an die Mutterrolle ausgeprägt (Schütze 1986), die bis heute nicht an normativer Kraft verloren haben. Die Mütter wurden – normativ gesehen – auf den Innenbereich verwiesen und vom Erwerbsbereich ferngehalten (das forderten im vorigen Jahrhundert auch die Arbeitervereine; vgl. Nave-Herz 1997a), um sich ganz ihren Kindern in liebevoller sowie affektiv-emotionaler Verhaltensweise zu widmen. Gleichzeitig wurde immer stärker die Zuschreibung betont, daß die biologischen Eltern, insbesondere die Mütter, die besten Erzieher ihrer Kinder seien, was immer man unter dem Begriff „beste“ verstand. In jener Zeit setzte der Prozeß ein, die Primärsozialisation konkurrenzlos und monopolistisch der Kernfamilie zuzuweisen. Dem System „Familie“ wurde damit in einem zuvor nie gekannten Umfang diese Funktion, also die der Primärsozialisation, zuerkannt. Ob eine bestimmte konkrete Familie überhaupt in der Lage ist, diese zu erfüllen oder – an pädagogischen Maßstäben gemessen – sie schlecht erfüllt, ist hier nicht das Thema.

Neu hinzugekommen ist auch die Spannungsausgleichsfunktion. Schmucker schreibt: „Unsere hochspezialisierte, -organisierte und -bürokratisierte Gesellschaft übt ständig eine Vielzahl von Zwängen auf den einzelnen Menschen aus. Ununterbrochen muß er sich auf immer neue Situationen einstellen, sich `anpassen`, wobei die persönliche Eigenart oft gar nicht

zu ihrem Recht kommt. Das führt auf die Dauer zu seelischen Spannungen. Hier schafft das Familienleben einen unersetzlichen Ausgleich“ (zit. bei Neidhardt 1975:77).

Selbstverständlich ist in diesem Zusammenhang zu warnen, die Familie als eine Art Sozialidylle zu erklären, aber der Wahrheitskern der These vom familialen Spannungsausgleich als neuer familialer Funktion liegt zumindest in der Erwartung an die Familie, diese Funktion zu erfüllen. Gekoppelt ist diese mit der Freizeitfunktion. Noch nie haben Familienmitglieder umfangmäßig – nur auf die Familienmitglieder beschränkt – so stark, in diesem Sinne: exklusiv, ihre Freizeit miteinander verbracht, wie in unserer Zeit (ich verweise auf unsere Untersuchung „Familie und Freizeit“ und „Familiale Veränderungen seit dem Zweiten Weltkrieg“). Ob die Freizeit mit dem Ehepartner oder ob die Jugendlichen diese noch mit ihren Eltern verbringen, wurde in der Öffentlichkeit geradezu zu einem Indikator für Familiensolidarität und -stabilität. Vor allem ist das Weihnachtsfest in dieser Hinsicht fast zu einem „Barometer“ für das Familienzusammengehörigkeitsgefühl geworden.

Aber nicht nur ein Funktionszuwachs, sondern entgegen dem Modernisierungsprozeß mit seiner allgemeinen Funktionsdifferenzierung hat auch eine Rückverlagerung von Funktionen an die Familie in den letzten Jahrzehnten stattgefunden. Die Schule hat nämlich, ohne in der Öffentlichkeit großes Aufsehen zu erregen, einen Teil ihrer Unterweisungs- und Betreuungsfunktion in Form von Hausarbeiten an die Mütter delegiert, was die soziale Ungleichheit wegen der unterschiedlichen Schulbildung der Mütter perpetuiert, die die Schule eigentlich kompensieren sollte. Sozialhistorisch und im Hinblick auf den konkreten Inhalt (in der Grundschule: Schulaufgabenhilfe; im späteren Kindesalter: Schulaufgaben kontrollieren und – wenn finanziell möglich – organisieren) könnte man auch von einer neuen familialen Funktion sprechen. Zumindest jedenfalls bedeutet diese Entwicklung eine Verstärkung ihrer Sozialisations- und Plazierungsfunktion.

Insgesamt also hat im Zuge der Industrialisierung einerseits die Familie eine Vielzahl von Funktionen an andere gesellschaftliche Institutionen abgetreten, aber andererseits – entgegen dem allgemeinen Modernisierungsprozeß mit seiner Funktionsspezialisierung und -differenzierung – wurden der Familie andere neu zugeordnet.

Vielfach ist in der Öffentlichkeit, vor allem in manchen Kommunikationsmitteln, zu hören, daß die Familie vielfach gar nicht mehr in der Lage wäre, ihre gesellschaftlichen Funktionen zu erfüllen, weil es die Familie einfach nicht mehr gäbe! Es wird die Erosion von Ehe und Familie im Zuge des Modernisierungsprozesses behauptet.

An anderer Stelle (Nave-Herz 1989:2ff. und 1998:293) bin ich ausführlich darauf eingegangen, daß eine derartige These nur dann stimmt, wenn man zur Begriffsbestimmung von Familie einen ganz bestimmten Familientyp auswählt (nämlich den der Eltern-Kind-Wohneinheit mit nicht-erwerbstätiger Mutter, also den Familientyp, wie er von Parsons festgelegt wurde und der in den 50er/60er Jahre dieses Jahrhunderts überwiegend vorherrschte). Dann gibt es de facto heute bei uns kaum noch Familien, weil durch diese Definition der Wandel von Familienformen ausgeklammert wird und damit neue Formen einfach nicht mehr als Familie zählen. Auf die Begriffsbestimmung möchte ich hier nicht weiter eingehen, da ich diese an anderer Stelle ausführlich behandelt habe. Nehmen wir aber nur die Tatsache, die von den Verfechtern der These vom Auslaufmodell von Ehe und Familie als Beweis angeführt wird, nämlich daß Kinder heutzutage kaum noch wegen der hohen Scheidungsquoten mit ihren leiblichen Eltern zusammenleben würden.

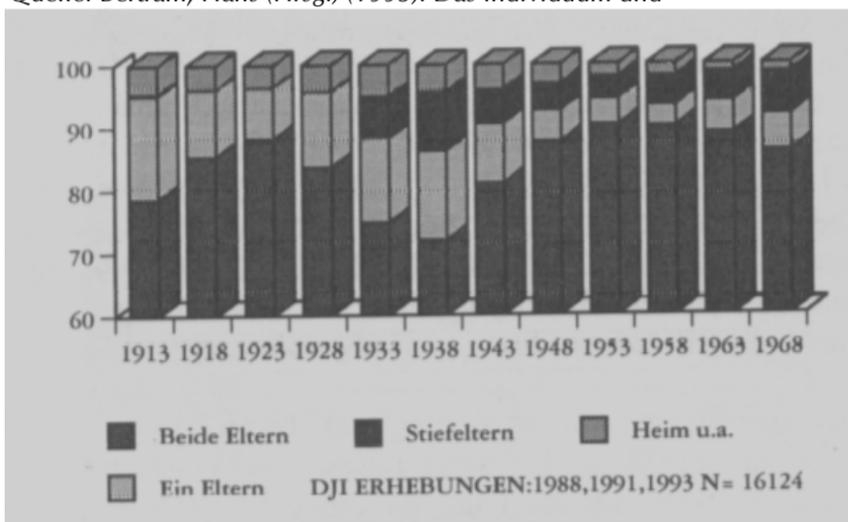
Diese Behauptung entspricht nicht den empirischen Befunden: 87 % der Kinder wachsen heutzutage bis zum 18. Lebensjahr mit beiden leiblichen Eltern auf (Nauck 1991:406). Zu berücksichtigen ist nämlich, daß die Ehescheidungsquoten

besonders hoch bei kinderlosen Ehepaaren sind und nochmals ein Anstieg von Ehescheidungen gegeben ist, wenn die Kinder über 18 Jahre alt sind. Wie die Tabelle Nr. 1 zeigt, muß betont werden, daß bei einem Kohortenvergleich der Anteil der Kinder, die mit ihren beiden leiblichen Eltern bis zum 18. Lebensjahr zusammenleben, nicht abgenommen, sogar – im Gegenteil – gestiegen ist. Deutlich zurückgegangen, ist der Anteil der Kinder, die in Heimen aufwachsen und in Ein-Elternfamilien bis zur Geburtskohorte von 1958. Erst danach beginnt eine gewisse Zunahme des Anteils der Ein-Eltern-Kinder; der Anteil ist aber bei weitem geringer als in früheren Epochen. Bei Analysen des sozialen Wandels sind immer die jeweiligen Zeitpunkte, die ich miteinander vergleiche, zu beachten; denn die Künstlichkeit der Ausgrenzung einer Zeitperiode kann unter Umständen zu Fehlinterpretationen führen.

Tabelle Nr. 1:

#### *Aufwachsen bis zum 18. Lebensjahr*

Quelle: Bertram, Hans (Hrsg.) (1995): *Das Individuum und*



*seine Familie. Opladen, S. 20*

Ferner zeigen andere repräsentative Erhebungen und auch unsere eigene Untersuchung mit dem Titel „Heirat abgeschlossen? Ledige Erwachsene in sozialhistorischer und subjektiver Perspektive“ (Nave-Herz/Sander 1998), daß das Auszugsalter aus dem Elternhaus bei den Jugendlichen zeitgeschichtlich gestiegen ist. Noch nie sind Jugendliche so lange wie heute in der Herkunftsfamilie verblieben. Im 18. und 19. Jahrhundert z.B. lebten nur 53 % bis zum 19. Lebensjahr bei ihren Eltern (Mitterauer 1986:98). Doch schon 1984 waren es bereits 90 % und heute sind es über 95 %, die in diesem Alter noch bei den Eltern oder einem Elternteil wohnen (Lenz 1989:30). Selbst noch nach dem 25. Lebensjahr leben von den männlichen Jugendlichen 24 % im Westen und 15 % im Osten, von den weiblichen Jugendlichen 10 % im Westen und 6 % im Osten mit den Eltern zusammen; d.h. unter den „Nesthockern“ dominieren quantitativ die jungen Männer in den „alten Bundesländern“ (Nave-Herz/Sander 1998). Entgegen der These der Auflösung von Ehe und Familie hat sich also – im Gegenteil – das Familiensystem zeitgeschichtlich verfestigt (selbstverständlich geht es in meinen Darlegungen nicht um die Beurteilung der Qualität der Familienbeziehungen). Man spricht in der Familiensoziologie im Hinblick auf die Kinder und Jugendlichen von einem gestiegenen „Famillismus“.

Der These von der zunehmenden Auflösung traditioneller Familienverbände muß ferner insofern widersprochen werden, daß noch nie in der Geschichte so viele unterschiedliche Familiengenerationen so zahlreich und über längere Zeit – wenn auch räumlich getrennt – gleichzeitig gelebt haben und sich gegenseitig erfahren wie heute. Die Vier- und zunehmend die Fünf-Generationen-Familie ist ein völlig neues historisches Phänomen. Die Drei-Generationen-Familie – entgegen weit

verbreiteter Vorstellungen – hat es in der vorindustriellen Zeit sehr selten gegeben, nämlich wegen der damals gegebenen geringen Lebenswahrscheinlichkeit und wegen des damaligen relativ hohen Heiratsalters (mit geringen zeitlichen Ausnahmen), dem sog. „European marriage pattern“. Nur dort konnten mehrere Generationen zusammenleben, wo die ökonomischen und auch wohnungsmäßigen Verhältnisse es zuließen. Aber selbst in diesen Schichten war die Drei-Generationen-Familie Seltenheit. Heute dagegen ist sie fast zur Selbstverständlichkeit geworden. Wir sprechen von der heutigen „multi-lokalen Mehr-Generationen-Familie“. Und noch nie in der Geschichte wurden umfangmäßig in so hohem Maße zwischen den Generationen Transferleistungen gewährt wie heute (Nave-Herz 1998:296ff.).

Ich möchte nunmehr zu dem Wandel in den Wertorientierungen übergehen. Klages hat im Hinblick auf die Ehe und Familie eine Verschiebung von Pflicht- und Akzeptanz- zu Selbstentfaltungswerten beschrieben. Dabei versteht er unter „Wert“ schlicht das, was in den Menschen als Wertungs-, Bevorzugungs- und Motivationspotential vorhanden ist“ (1984:12). Viele empirische Untersuchungen sprechen dafür, daß dem heute bewußten Kinderwunsch vieler junger Paare und der kindorientierten Ehegründung – die wir in mehreren unserer empirischen Untersuchungen immer wieder feststellen konnten (Nave-Herz 1984; 1988; 1997b) – Selbstentfaltungswertorientierungen zugrunde liegen. Auch die in den letzten Jahren gestiegene Teilnehmerzahl der Väter an den Geburtsvorbereitungskursen weist in diese Richtung. Denn mit ihrer Partizipation wird ein aktiveres eigenes Erlebnis der Geburt erhofft, und soll die Geburt als Möglichkeit der Persönlichkeitsbereicherung erfahren werden. Unterstützt wird dieser Prozeß im übrigen durch Bücher, die sich vor allem an die Väter wenden und die Freude sowie den persönlichen Gewinn durch die Vaterrolle betonen.

Die Elternrolle selbst ist dann aber auch heute noch in unserer Gesellschaft in hohem Maße mit Pflicht- und Akzeptanz-Werten gekoppelt, sowohl in der öffentlichen Bewertung als auch juristisch. Gerade auch in den modernen erziehungswissenschaftlichen Konzepten werden diese als zentrale Werte der Elternrolle herausgestellt, indem die Verfasser z.B. die Eltern auffordern, ihre Kinder vorbehaltlos zu akzeptieren, die kindlichen Freiheitsspielräume kaum zu begrenzen, dagegen sich selbst und die eigenen Bedürfnisse zurückzunehmen usw. Immer stärker findet in allen Schichten die sog. „kindorientierte Pädagogik“ Anerkennung. Diese setzt stärker – wie es Teichert formulierte – auf eine „zähe Verhandlungsarbeit – in Form von Erklärungen und Diskussionen als auf Ge- und Verbote“ (1990:18). Diese Entwicklung hatte de Swaan bereits 1982 mit den kurzen Worten beschrieben: Die Entwicklung wäre verlaufen vom „Befehl- zum Verhandlungshaushalt“. Es ist hier nicht der Ort, die Anwendung und die Folgen dieser neuen Erziehungseinstellung kritisch zu hinterfragen; sie bedeutet aber ebenfalls – und das ist im Rahmen meiner Darlegung wichtig – die Zurückstellung von Selbstentfaltungswertorientierungen. Da aber mit dem Wunsch nach Kindern bei vielen Eltern zumeist Selbstentfaltungswertorientierungen verknüpft waren und zudem der allgemeine gesellschaftliche Wandel der Wertorientierungen – nach Angabe von Modernisierungstheoretikern – in diese Richtung tendiert, wird von immer mehr Eltern demnach die Anforderung der Ausbalancierung zwischen divergenten Wertorientierungen abverlangt. Das innerpsychische Dilemma verstärkt sich dadurch noch, daß eine Revision der Entscheidung zum Kind in unserer Zeit durch die gestiegene Anerkennung des ethisch-normativen Postulats der „verantworteten Elternschaft“ – wie es Kaufmann bezeichnet – kaum revidierbar ist. Der Normenkomplex „verantwortete Elternschaft“ beinhaltet einerseits die Erziehungsverantwortung der leiblichen Eltern, verbunden mit hohen Ansprüchen an die Kindererziehung, jedoch auch die „Norm,

Kinder nur dann zur Welt zu bringen, wenn man glaubt, dieser Verantwortung tatsächlich gerecht werden zu können“ (Kaufmann 1995:42ff.).

Dieser Normenkomplex konnte sich erst durch die Verbreitung sicherer empfängnisverhütender Mittel durchsetzen, wodurch Kinder nicht mehr so selbstverständlich als „Schicksal“ zu definieren sind, sondern überwiegend bewußt geplant werden. Durch diesen Normenkomplex wurde die Entscheidung zum Kind (vor allem für Mütter) so gut wie irreversibel. Noch im vorigen Jahrhundert hätte z.B. die Weggabe von Kleinstkindern an vermögende kinderlose Verwandte oder an die Kirche keine Verletzung einer sozialen Norm bedeutet. Pensionats- und Internatserziehung besaßen Prestige usw.

Im Hinblick auf die Ehe gilt zwar, daß diese kündbar ist, aber den Kindern zu kündigen ist nicht möglich, wenn auch ein Partner (überwiegend der Vater) die Beziehungen zu ihnen lockern kann, und wenn auch bei Ehescheidung das Familiensystem seine Form verändert und zur Ein-Elternfamilie wird.

Damit wird die Gegenläufigkeit auch dieses familialen Entwicklungstrends zum allgemeinen Modernisierungsprozeß offenkundig, weil als Charakteristikum des Modernisierungsprozesses die Zunahme von Revisionsmöglichkeiten von individuellen Entscheidungen genannt wird, diese Revisionsmöglichkeit aber im Hinblick auf die Entscheidung zum Kind nicht zugelassen wird.

Dieser Normenkomplex der verantworteten Elternschaft in Verbindung mit der noch gegebenen strukturellen Ungleichheit zwischen den Geschlechtern bedingt ferner, daß mit dem Wunsch nach Kindern und mit der damit begründeten Eheschließung in Deutschland traditionelle Einstellungsmuster verbunden sind (Nave-Herz/Matthias-Bleck/Sander 1996, Matthias-Bleck 1997).

Denn, wenn die Familiengründung zur Diskussion steht, sieht die Optionsmöglichkeit anders aus, als sie uns durch die Individualisierungsthese „vorgegaukelt“ wird. Die heutige vermeintlich freie Gestaltungsmöglichkeit im Hinblick auf die Wahl von Lebensformen und Lebensweisen erweist sich nämlich in der sozialen Realität für viele Frauen im Hinblick auf die Mutter-Rolle wegen struktureller Zwänge als Fiktion. Mütter können im Hinblick auf die Entscheidung für die Familienphase nur zwischen „Skylia und Charybdis“ wählen, denn wie sie sich auch entscheiden, ist es für sie immer von Nachteil. Huinink (1990) hat gezeigt, daß die Familiengründung für viele Frauen zu einem „riskanten Unternehmen“ – wie er es bezeichnete – wurde, denn einerseits bringt die Aufgabe und Reduzierung der Erwerbstätigkeit Nachteile in der Erwerbsbiographie (z.B. im Hinblick auf die Rentenbiographie, Karriereverlauf usw.), und gleichzeitig verweisen die steigenden Ehescheidungszahlen auf eine unsichere Zukunft; andererseits bedeutet die Aufrechterhaltung der Erwerbstätigkeit die bekannte Doppelbelastung, die noch nicht durch neue Formen der innerfamilialen Arbeitsteilung oder durch ein hinreichendes und für die Betroffenen adäquates Kinderbetreuungssystem relativiert wurde.

So können Frauen im Hinblick auf die Familiengründung gegenwärtig in ein Entscheidungsdilemma geraten, weil sich die Abwägung von Kosten und Nutzen im Hinblick auf die Mutter- und Berufsrolle für viele erschwert hat; vor allem können Konflikte entstehen – entscheidungstheoretisch formuliert – durch fehlende subjektive Nutzeneindeutigkeit, weil im Hinblick auf die Berufsrolle die Nutzenerwartung bekannt und eindeutig, aber der zu erwartende Nutzen von Kindern nicht abschätzbar ist.

Solche Entscheidungskonflikte können zur Folge haben, daß die Realisierung des Kinderwunsches hinausgeschoben wird und als Lebensform zunächst – oder weiterhin – die kinderlose Ehe, das Alleinleben oder die nichteheliche Lebensge-

meinschaft gewählt wird. Vielfach in der Hoffnung, zu einem späteren Zeitpunkt den Konflikt lösen zu können, wie wir in unserer Untersuchung über Kinderlosigkeit feststellen konnten (Nave-Herz 1988).

Wenn in der Literatur also als Ursache für den Anstieg des Heirats- und Familiengründungsalters das gestiegene Bildungsniveau der Frauen genannt wird, dann ist das – alltags-sprachlich umschrieben – nur die „eine Seite der Medaille“; denn – um es noch einmal zu betonen – es können die realen strukturellen Zwänge, Nachteile und Unsicherheiten, eine fehlende subjektive Nutzeneindeutigkeit der Einlösung des Kinderwunsches – und damit auch der Eheschließung – entgegenstehen; oder diese können ein langes zeitliches Verschieben der Familiengründung bewirken, manchmal so lange, bis es zu spät ist.

In unserer Untersuchung über die Auswirkungen der In-Vitro-Fertilisation konnten wir in diesem Zusammenhang sogar u.a. einen paradoxen Effekt aufdecken (Nave-Herz/Onnen-Isemann/Oßwald 1996). Aufgrund unserer Daten konnten wir feststellen, daß – wie bereits unser Projekt über Kinderlosigkeit gezeigt hatte – die Mehrzahl unserer befragten Frauen den Kinderwunsch innerhalb ihrer jetzigen Partnerschaft oder Ehe zumeist jahrelang verschoben haben, bis sie und ihre Partner in das Alter mit geringerer Konzeptions- und Zeugungsfähigkeit gelangten. Die medizinische Reproduktionstechnologie ermöglicht durch die Kontrazeptiva einerseits, eine Schwangerschaft zuverlässiger zu unterbinden als je zuvor, jedoch um den Preis, daß es andererseits häufig später nur noch wiederum mit ihrer Hilfe möglich ist, den Kinderwunsch letztlich einzulösen.

Doch zurück zu den Gründen der Eheschließung. Weil die Familiengründung für Frauen weichenstellend für ihr gesamtes, auch späteres Leben geblieben ist, will ein Teil der Frauen (übrigens unabhängig von ihrem Bildungsniveau) die Erfüllung

ihres Kinderwunsches mit der Eheschließung koppeln, um ökonomische Nachteile durch die Mutterschaft – wenigstens z.T. – zu kompensieren. Väter möchten hiermit u.a. ihre rechtliche Beziehung zu ihrem Kind festigen. Insofern liegen häufig der kindorientierten Ehegründung traditionelle Eheschließungsgründe zugrunde (Matthias-Bleck 1997), nämlich durch die Herausbildung des Normenkomplexes „verantwortete Elternschaft“ und durch die noch gegebene strukturelle Ungleichheit zwischen den Geschlechtern.

Diese „kindorientierte Eheschließung“ ist ferner bei der weit überwiegenden Mehrheit mit dem Wunsch verknüpft, sie öffentlich und außeralltäglich zu feiern und z.T. sehr traditionell und ritualisiert zu begehen.

Wurde zuvor weder die Gründung der nichtehelichen Lebensgemeinschaft, noch die Verlobung bei vielen unserer Befragten gefeiert, so scheinen nun – wie Daten unseres Forschungsprojektes mit dem Titel „Warum noch Hochzeit?“ zeigen – alle diese versäumten Feiern mit der Hochzeit nachgeholt zu werden und zwar in sehr traditioneller Form (1997b:58ff.).

Die Hochzeit hat zwar ihre Funktion als „rite de passage“ verloren, weil durch das vorherige Zusammenleben in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft mit der Eheschließung kaum noch ein Übergang in eine neue soziale Situation, z.B. wohnungsmäßig, finanziell, beruflich usw., verbunden ist. Sie stellt jedoch eine Bestätigung der Partnerbeziehung dar. Die Trauung ist zu einem „rite de confirmation“ im Hinblick auf den Partner geworden.

Ich möchte nunmehr die zugenommene Rollendifferenzierung als Kennzeichen des Modernisierungsprozesses im Hinblick auf die Rolle der Hausfrau und Mutter prüfen. Zuvor sei bereits betont, daß diese beiden Rollen in Deutschland noch immer symbiotisch verbunden zu sein scheinen. Ein Blick in die Schulbücher genügt. Hier putzt die Mutter weiterhin die

Fenster und Fußböden, obwohl jedenfalls ein Teil qualifiziert ausgebildeter und erwerbstätiger Frauen diese Tätigkeit längst an andere Frauen delegiert hat. Rückblickend auf den langfristigen sozialen Wandel und der Trennung von Arbeits- und Familienstätte bleibt festzuhalten, daß die Anforderungen an die Hausfrauenrolle sich reduzierten, sie stärker als je zuvor mit der Mutterrolle kombiniert und insgesamt – entgegen dem allgemeinen Modernisierungsprozeß – sich entspezialisierten.

Keine Berufsgruppe umfaßt so heterogen vorgebildete Personen wie die der Hausfrau bei gleichzeitig fehlender Ausbildung. Denn die Hausfrauentätigkeit setzt heute keine spezielle Berufsausbildung mehr voraus, im Gegensatz zu jener Zeit, als die jungen Mädchen im elterlichen Haushalt auf ihre spätere Hausfrauenrolle vorbereitet wurden, was damals wegen der vielseitigen Spezialkenntnisse auch unbedingt notwendig war. Wenn der ökonomische Faktor als Bewertungskriterium von Berufen gilt, dann ist zu betonen, daß juristisch der Ehefrau und Hausfrau ein eigenes Einkommen zusteht. Die Höhe bemißt sich aber nicht nach ihrer eigenen Berufsleistung (Art und Größe des Haushalts), sondern nach der Einkommenshöhe des Ehemannes. So auch die Höhe ihrer Rente. Damit wird stillschweigend und fälschlicherweise unterstellt, daß die Qualifikation einer Haushaltsführung und ihr Umfang von dem Beruf des Ehemannes abhängen und sich z.T. mit seinem Berufsaufstieg und der Vermehrung seines Einkommens ändert. Hier fehlen eigene Leistungsbemessungskriterien, wie sie für Berufe in fortgeschrittenen Industriestaaten gelten. In der alten Haushaltsfamilie war zudem die Leistung der Hausfrau durch die produktiveren Tätigkeiten augenscheinlicher. Heute kann die Hausfrau ihren Beitrag zum Familienbudget allein mit dem Hinweis auf Einsparungen (bzw. mit dem ökonomischen Prinzip: maximale Leistung mit minimalen Mitteln) beweisen. Auch bei der Aufstellung des Sozialproduktes und Volkseinkommens wird die hauswirt-

schaftliche Tätigkeit als Leistung volkswirtschaftlich nicht berücksichtigt.

Wir können festhalten: Gleichgültig, ob wir es gerecht finden oder nicht, objektiv gilt: Die Hausfrauenrolle ist gekennzeichnet durch fehlende Berufsqualifikationen, durch fehlende Leistungs- und Erfolgsbemessungskriterien, durch gesellschaftliche Aberkennung ihrer Leistungen als Beitrag zum Sozialprodukt; ferner: durch ein abgeleitetes Sozialprestige, nämlich von der Berufsrolle des Mannes, durch fehlende monetäre Auszahlung, durch selten gegebene Anweisungsbefugnisse an Untergebene, durch fehlende geregelte Arbeitszeit und damit fehlender Abgrenzung von Freizeit und Arbeitszeit, durch fehlenden Urlaubsanspruch. An die Hausfrauenrolle werden demnach noch vorindustrielle Berufsrollenerwartungen gestellt.

Ferner ist die Rollenspezialisierung für bestimmte Haushaltstätigkeiten, wie sie jedenfalls für die große Haushaltsfamilie galt, aufgehoben worden, teilweise durch Auslagerung, zum überwiegenden Teil aber wurden die spezialisierten Rollen z.B. der Köchin, des Stubenmädchens, der Waschfrau, des Kindermädchens usw. auf die Hausfrauenrolle übertragen, soziologisch formuliert: Es fand ein Entdifferenzierungsprozeß statt. Trotz der zunehmenden Erwerbstätigkeit von Müttern und gestiegenem Rollenpluralismus im Hinblick auf die Frauen – ein Kennzeichen moderner Gesellschaften – übernehmen nur diese eine Rolle 44 % der verheirateten Frauen im Westen und 26 % in Ostdeutschland zumindest über Jahre hinweg, also diese – entgegen dem allgemeinen Modernisierungsprozeß sich herausgebildete – entspezialisierte Hausfrauenrolle, allein um ihrer Kinder willen, also wegen der noch gültigen Koppelung von Hausfrauen- und Mutterrolle.

## II.

Ziehen wir eine Zwischenbilanz, um dann die Ergebnisse zusammenfassend zu deuten: Zunächst bleibt festzuhalten, worauf in der Literatur immer wieder hingewiesen wird: Wandlungsverläufe – und das gilt vor allem auch, wie gezeigt, für die Familie – verlaufen zumeist nicht linear und allumfassend.

In bezug auf die familialen Entwicklungstrends ist einerseits eine Funktionsverlagerung, andererseits ein Funktionszuwachs zu konstatieren. Ferner ist erst im Zuge der Modernisierung die Hausfrauenrolle zu einer entspezialisierten Familienrolle geworden. Auch die starke Koppelung von Hausfrauenrolle und Mutterrolle deutet eher auf einen stattgefundenen Entdifferenzierungs- statt Rollendifferenzierungsprozeß hin. Die Revision von Entscheidungen (ein weiteres Kriterium des Modernisierungsprozesses) gilt für die Ehe, nicht (und ich füge bewußt hinzu: mehr) für die Kinder, für die Familie. Die Entscheidung zum Kind ist heute irreversibel. Die Wahlmöglichkeiten zwischen verschiedenen Lebensformen haben sich erhöht, also der Anstieg von Optionen. Doch vor allem für Frauen beschränken strukturelle Zwänge und eine fehlende Nutzeneindeutigkeit im Hinblick auf die Familiengründung die angeblich „freie“ Wahl. Der allgemeine Wertewandel von Pflicht- und Akzeptanz-Wertorientierungen zu Selbstentfaltungswertorientierungen ist in bezug auf den Kinderwunsch feststellbar, weniger in bezug auf die Elternrolle. Die These der Erosion von Ehe und Familie als Folge des Modernisierungsprozesses ist höchstens im Hinblick auf die Zahl der Ehescheidungen, also im Hinblick auf die Ehe, nicht aber im Hinblick auf die Familie haltbar. Statt einer Auflösung traditioneller Familienverbände hat sogar in unserer Zeit – umgekehrt – die vertikale Verzahnung – zwar gekoppelt mit dem Grundsatz „Intimität auf Abstand“ – zugenommen, auch durch die hohen aktiven gegenseitigen Transferleistungen. In bezug auf die Eltern-Kind-Beziehung wird sogar von einem gestiegenen

„Familiismus“ gesprochen, wobei dieser Terminus aber nichts über qualitative Aspekte der Familienbeziehungen aussagt.

Wenn man die aufgezeigten Diskontinuitäten unter differenzierungstheoretischem Aspekt betrachtet, dann stellt man fest, daß diese sich überwiegend nur auf die Sozialisationsfunktion beziehen. Sie entpuppen sich als Unterstützungsmechanismen, die Sozialisationsfunktion zu garantieren. So wird die Entscheidung zum Kind – häufig wegen divergenter Wertorientierungen – länger als noch vor 25/30 Jahren aufgeschoben, aber dann nach einer reflexiven Entscheidung, im Bewußtsein des geltenden Prinzips der verantworteten Elternschaft und der Irreversibilität dieser Entscheidung bewußt getroffen. Zur Absicherung dieser Entscheidung werden auf traditionelle Orientierungen zurückgegriffen: Es wird das öffentliche Zeremoniell der Hochzeit gewählt und vor einer Öffentlichkeit die Absichtserklärung, eine dem Anspruch nach auf Dauer zielende Beziehung zum Partner wegen des Kindes zu erhalten, abgegeben (genannt: *rîte de confirmation*).

Der sich zeitgeschichtlich herausgebildete normative Anspruch der verantworteten Elternschaft beinhaltet weiterhin, daß nach Familiengründung die Eltern hohe Ressourcen an die – makroperspektivisch formuliert – funktionale Spezialisierung der Familie zu binden haben, also für die Sozialisation ihrer Kinder – alltagssprachlich formuliert – „alles tun wollen“. Durch die Entdifferenzierung der Haushalts- und der Mutterrolle und fehlender Infrastruktureinrichtungen wird vielen Müttern eine argumentative Hilfe zur Aufgabe der Erwerbstätigkeit – zumindest für eine Zeit – zuteil, die Rückverlagung von Sozialisationsleistungen seitens des Bildungssystems in den Familienbereich ist deswegen ebenso protestlos vonstatten gegangen wie die Versorgung von Jugendlichen bis in die Postadoleszenz und von älteren Familienmitgliedern.

Die aufgezeigten Diskontinuitäten zwischen Familie und Moderne stehen also in der Kontinuität der weiteren funktio-

nenalen Spezialisierung der Familie und weiteren gesamtgesellschaftlichen Differenzierungen.

Noch stärker als vor 25/30 Jahren reduzierten sich bis heute die Funktionen der Familie auf ihre Reproduktions-, Sozialisations- und Plazierungsfunktion, wurde ihr – differenzierungstheoretisch formuliert – als thematisch spezialisierte funktionale Leistung – mehr oder weniger – exklusiv die physische und psychische Regeneration und Stabilisierung ihrer Mitglieder zugeschrieben, eine Folge der gestiegenen Leistungsansprüche an diese Funktion bei gleichzeitiger stattgefundener Ausprägung des neuen Systemtyps nichteheliche Lebensgemeinschaft.

Auf diese funktional spezialisierte Leistung sind aber heutzutage in noch stärkerem Maße alle übrigen gesellschaftlichen Teilbereiche angewiesen, denn die Monopolstellung der Familie im Hinblick auf die Sozialisation von Kindern brachte die Abhängigkeit des Arbeitsbereiches vom Familienbereich, was zumeist nur und fälschlicherweise umgekehrt gesehen wird. Selbstverständlich ist auch die Familie von der Arbeitswelt abhängig, aber auch – ich wiederhole – der Arbeitsbereich vom Familienbereich, weil die Produktivität einer Volkswirtschaft in hohem Umfang durch die Qualität des Arbeitsvermögens der Produzierenden bestimmt wird, die man nicht nur über die formalen Bildungssysteme, sondern in unserer Gesellschaft durch und in der Familie erwirbt.

Auf die Leistungen, welche durch das Familiensystem erbracht werden, ist aber nicht nur der Arbeitsbereich angewiesen, sondern ebenso alle übrigen gesellschaftlichen Teilbereiche. Was aus der Sicht der Beteiligten als Privatsache erscheint, das ist also von höchstem gesellschaftspolitischem Interesse.

## Literatur

- Busch, F.W./Nauck, B./Nave-Herz, R. (Hrsg.) (1999): Aktuelle Forschungsfelder der Familienwissenschaft, Familie und Gesellschaft. Bd. 1, Würzburg.
- Huinink, J. (1990): Familie und Geburtenentwicklung; in: Lebensverläufe und sozialer Wandel. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 31, S. 245-271.
- Hullen, G. (1995): Der Auszug aus dem Elternhaus im Vergleich von West- und Ostdeutschland; in: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, S. 141-158.
- Kaufmann, F.-X. (1995): Zukunft der Familie im vereinten Deutschland – gesellschaftliche und politische Bedingungen, 2. Aufl. München.
- Klages, H. (1984): Wertorientierungen im Wandel – Rückblick, Gegenwartsanalyse, Prognosen. Frankfurt/Main.
- Lenz, K. (1989): Jugendliche heute – Lebenslagen, Lebensbewältigung und Lebenspläne. Linz.
- Luhmann, N. (1982): Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität. Frankfurt/Main.
- Matthias-Bleck, H. (1997): Warum noch Ehe? Erklärungsversuche der kindorientierten Eheschließung. Bielefeld.
- Mitterauer, M. (1986): Sozialgeschichte der Jugend. Frankfurt/Main.
- Nave-Herz, R./Nauck, B. (1978): Familie und Freizeit. München.
- Nave-Herz, R. (1984): Familiäre Veränderungen in der Bundesrepublik Deutschland seit 1950. Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, H. 1, S. 45-63.

- Nave-Herz, R. (1988): *Kinderlose Ehen - Eine empirische Studie über kinderlose Ehepaare und die Gründe für ihre Kinderlosigkeit*. Weinheim.
- Nave-Herz, R. (1989): *Gegenstandsbereich und Entwicklung der Familienforschung*; in: *Handbuch der Familien- und Jugendforschung*, Bd. 1: Familienforschung, hrsg. v. R. Nave-Herz/M. Markefka. Neuwied, S. 1-18.
- Nave-Herz, R. (1994): *Familie heute: Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung*. Darmstadt.
- Nave-Herz, R./Onnen-Isemann, C./Oßwald, U. (1996): *Die hochtechnisierte Reproduktionsmedizin – Strukturelle Ursachen ihrer Verbreitung und Anwendungsinteressen der beteiligten Akteure*. Bielefeld.
- Nave-Herz, R./Matthias-Bleck, H./Sander, D. (1996): *Ehe – Triumph der Tradition*; in: *Familie und Recht*, H. 1, S. 1-3.
- Nave-Herz, R. (1997a): *Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland*; 5. überarbeitete Auflage. Hannover.
- Nave-Herz, R. (1997b): *Die Hochzeit – Ihre heutige Sinnzuschreibung seitens der Eheschließenden: eine empirisch-soziologische Studie*. Würzburg.
- Nave-Herz, R./Sander, D. (1998): *Heirat ausgeschlossen? Ledige Erwachsene in sozialhistorischer und subjektiver Perspektive*. Frankfurt/Main.
- Nave-Herz, R. (1998): *Die These über den ‚Zerfall der Familie‘*; in: *Die Diagnosefähigkeit der Soziologie*, hrsg. v. J. Friedrichs/M.R. Lepsius/K.U. Mayer, Sonderheft 38 der *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, S. 286-315.
- Nave-Herz, R. (1999): *Die Nichteheleiche Lebensgemeinschaft als Beispiel gesellschaftlicher Differenzierung*; in: *Nichteheleiche Lebensgemeinschaften. Analysen zum*

- Wandel partnerschaftlicher Lebensformen, hrsg. v. Th. Klein/W. Lauterbach. Opladen, S. 37-59.
- Nauck, B. (1991): Familien- und Betreuungssituationen im Lebenslauf von Kindern; in: Die Familie in Westdeutschland, DJI-Familiensurvey 1, hrsg. v. H. Bertram. Opladen, S. 389-428.
- Neidhardt, F. (1975): Die Familie in Deutschland – Gesellschaftliche Stellung, Struktur und Funktion, 4. Aufl. Opladen.
- Schütze, Y. (1986): Die gute Mutter – Zur Geschichte des normativen Musters ‚Mutterliebe‘. Bielefeld.
- Swaan, A. de (1982): Vom Ausgehverbot zur Angst vor der Schule; in: paed. extra, H. 2, S. 48-55.
- Teichert, V. (1990): Familie und Gesellschaftsstruktur; in: Junge Familien in der Bundesrepublik, hrsg. v. V. Teichert. Opladen, S. 11-25.

*Autorin und Autoren***DR. RER. POL. JÜRGEN FRIEDRICHS (1938)**

Universitätsprofessor für Soziologie, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät; Direktor des Forschungsinstituts für Soziologie an der Universität Köln.

**DR. RER. NAT. , DIPL.-PSYCH. SIEGFRIED GRUBITZSCH (1940)**

Universitätsprofessor für Psychologie; Präsident der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg seit 1998.

**DR. RER. POL., DR. PHIL. H.C. ROSEMARIE NAVE-HERZ (1935)**

Universitätsprofessorin für Soziologie mit dem Schwerpunkt Familie, Jugend und Freizeit. Leiterin der Forschungsgruppe Familiensoziologie im Fachbereich 3 Sozialwissenschaften an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.